

Westfälischer Anzeiger.

Dinstags den 3ten Juny 1806.

Schutzblatternimpfung.

Anfragen, welche Aufmerksamkeit verdienen.

Seit langer Zeit ist im W. Anz. nicht mehr von dem Fortgange und Erfolge der wohlthätigen Schutzblatternimpfung die Rede gewesen. Mag es immer seyn, daß in einem gewissen Zeitraume das Publicum bis zum Ekel damit unterhalten wurde — die Sache ist doch zu wichtig, als daß nicht noch von Zeit zu Zeit manches Interessante darüber gesagt werden könnte. Einsender dieses wünscht z. B. die Erörterung folgender Punkte, und glaubt, daß dieselbe immer noch mit Theilnahme gelesen werden, so wie auch der Sache selbst förderlich seyn kann.

1) Ist schon alles in Rücksicht der Sicherung vor den natürlichen Blattern durch die Kuhpocken in Beziehung auf örtliche, unächte, unregelmäßig verlaufende, unvollständige Schutzblattern von den Aerzten so ganz ins Klare gesetzt, und allen, die daran nähern Antheil nehmen, so bekannt, daß nicht selbst in dieser Zeitschrift davon mit Nutzen geredet und die Resultate der ärztlichen Untersuchungen mitgetheilt werden könnten?

2) Ist die Schutzblatternimpfung in Westfalen schon überall und so im Gange,

daß wir ihrem Endzweck, der Ausrottung der mörderischen Kinderblattern, mit einiger Gewißheit entgegen sehen dürften? — Das muß doch wohl nicht der Fall seyn, da, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Grafschaft Mark seit einiger Zeit diese Pest noch hin und wieder wüthet und viele Kinder ihr Raub werden. Was geschieht, um der Ausbreitung derselben ein Ziel zu setzen, um die Schutzblatternimpfung planmäßig, allgemein als Mittel zur Abwendung der drohenden Gefahr zu betreiben? —

3) Auf welche Weise haben sich die Medicinalbehörden, besonders in den preussisch-westfälischen Provinzen von der Qualifikation der von ihnen jetzt unbeschränkt zur Impfung autorisirten Aerzte u. Wundärzte zu diesem Geschäfte überzeugt? Oder ist darnach vielleicht gar nicht gefragt, und werden die impfenden Aerzte u. Wundärzte in diesem Punct gar nicht controlirt? Fast sollte man das letztere glauben. In einem kleinen Strich des südwestlichen Theils der Grafschaft Mark ereignen sich der Fälle, daß mit Kuhpocken geimpfte Kinder hernach die Menschenblattern bekommen haben, so viele; — es sind der Impfärzte mehrere, deren

Impfungen dieses begegnet, (unter ihnen ein graduirter Arzt), so daß die ganze Schutzblatternimpfung ihren kaum begründeten Credit zu verlieren bedroht wird. Diese Erfolge müssen, bey der Gewißheit, die eine millionenmahle wiederholte Erfahrung der schützenden Kraft der Kuhpocken gibt, doch durchaus nur auf Rechnung der Unwissenheit oder Fahrlosigkeit der Impfenden geschrieben werden, und be-
rechtigen also wahrlich wohl zu obigen Fragen.

4) Ist es nicht, zur Ueberzeugung des Publicums von der Wirklichkeit des Nutzens der Schutzblattern, zu wünschen, daß diejenigen Aerzte Westfalens, denen sich dieselben noch immer als erprobt bewiesen, von diesem Erfolg zu Zeiten Nachricht gäben, und daß die, deren Impfungen nicht geschützt blieben, wie die oben erwähnten, nahmentlich bekannt gemacht würden?

5) Die Schutzblatternimpfung ist bis dahin den Aerzten und Wundärzten, auch allenfalls Predigern und Schullehrern überlassen worden. Hat der Staat irgendwo etwas mehr, als durch Rescripte u. Versprechungen dafür gethan, und mehr um den Erfolg sich bekümmert, als etwa durch Forderung einzusendender Tabellen u. dgl. — Ist für Auskunftsmittel gesorgt, wenn eine Gegend an Aerzten u. Wundärzten Mangel leidet, wenn die vorhandenen (s. oben) durch ihre Impfungen keine Sicherheit geben können, oder durch andere Geschäfte bey häufigern Krankheiten u. s. w. abgehalten werden, sich mit der Impfung umfassend genug zu beschäftigen? Hat man, was gewiß nöthig wäre, eine billige Taxe festgesetzt, die es auf der einen Seite jedem möglich macht, dieses wohlthätige Hülfsmittel zu benutzen, und auf

der andern den Arzt oder Wundarzt für seine Aufopferung an Zeit und Mühe entschädigt und ihn in den Stand setzt, die häufigen anentgeltlichen Impfungen, die bey jedem Impfarzt eine große Nummer ausmachen, auf die Dauer ohne Ungerechtigkeit gegen sich und die Seinigen fortzusetzen, und die ihn des höchstunangenehmen fast entehrenden Accordirens überhebe?

6) In verschiedenen Bekanntmachungen von Seiten des Obermedicinalcollegiums zu Berlin und der Provincialcollegien wurden den Aerzten und Wundärzten, die sich besonders um die Schutzblatternimpfung verdient machen würden, Belohnungen zugesichert, z. B. der Medicinalrathstitel, Prämien von 60 Rthlr., große silberne Medaillen. Ist denn in allen preuss.-westfälischen Staaten noch kein Arzt oder Wundarzt, der sich dieser Auszeichnungen würdig gemacht hätte, und würde es nicht zur Aufmunterung der übrigen und zur Beförderung der guten Sache selbst reichen, wenn solche thätigen Beweise die Theilnahme der obern Behörden daran durch den W. A. zur Kunde des Publicums kämen?

7) Welchen Erfolg hat die in Elberfeld errichtete Vereinigung zur Beförderung der Schutzblatternimpfung gehabt?

Wenn Einsender, indem er diese Sache zur Sprache bringt, auch nur das bewirkt, daß Ein Kind mehr dem schrecklichen Blatternode entrissen würde: so hat er nicht vergebens geschrieben. Und wahrlich, es gilt Leben und Gesundheit vieler. Es gilt das Zutrauen des Volkes zu den Versicherungen seiner Aerzte, Lehrer, Seelsorger und Obrigkeiten. —

Den 22sten May 1806.

Aus dem Vergischen eingesandt.

Aus der Grafschaft Mark.

Schon oft las man Aufsätze im W. A., welche die Schutzblattern (Kuhpocken) betrafen, und zwar pro et contra. Es scheint also jetzt, da si. sich auch bey den Landleuten in ziemlichem Credit gesetzt haben, beynahe überflüssig zu seyn, noch etwas darüber zu sagen.

Indessen hatte Einsender dieses, der aber kein Arzt ist, kürzlich Gelegenheit, einige Beobachtungen darüber machen zu können, welche, wie er glaubt, in dieses Blatt aufgenommen zu werden verdienen. Er (Einsender) wohnt in einer Gegend, in welcher die Kuhpocken noch nicht ganz allgemein eingimpft werden. Die Ursache ist — wie dies auch an manchen andern Orten der Fall seyn mag — daß viele Leute noch immer das Vorurtheil haben: es sey sündlich, den Kindern die Kuhpocken einzupfropfen, oder auch: man dürfe dem lieben Gott nicht zu klug abseyn wollen — die Menschen müßten nun einmal alle ohne Unterschied die Pocken haben.

Wo ich Gelegenheit dazu hatte, diese Vorurtheile zu widerlegen, that ich es, und suchte den Eltern auf eine einleuchtende Art zu beweisen, daß es ihre heilige Pflicht sey, ihren Kindern die Kuhpocken einzupfropfen zu lassen; — daß sie es durchaus thun müßten, wenn sie sich keiner Sünde schuldig machen wollten u. dgl. — Einige schienen das wirklich zu fühlen und sich rathe lassen zu wollen. Doch man höre weiter. Die natürlichen Pocken verbreiteten sich, und wütheten jetzt so schrecklich unter den armen Kindern, daß schon mehrere ein Raub derselben geworden sind.

Alles war jetzt in gespannter Erwartung, wie es den Kindern gehen würde, denen man die Kuhpocken hatte einimpfen lassen. Wie innig freuten sich jetzt diejenigen vernünftigen Eltern, welche ihre Kinder hatten impfen lassen! Doch leider sahen sich einige getäuscht. Verschiedene, die schon vor 1 — 2 Jahren geimpft worden waren — bekamen die natürlichen Pocken. Jetzt fingen auch selbst diejenigen Eltern an, für ihre Kleinen besorgt zu werden, die sie hatten impfen lassen, weil man befürchtete, es möchte nichts helfen. Doch bis jetzt ist es bey diesen wenigen — es sind ihrer 5 bis 7 — geblieben, und um die übrigen, denen die Kuhpocken eingepfropft wurden, wütheten rings herum die Pocken, ohne daß bis jetzt weiter eins davon angesteckt worden wäre. — Aber wie kommt es, daß nicht alle verschont blieben? Dies läßt sich nicht anders erklären, als daß jene nicht die ächten Kuhpocken gehabt haben müssen. Denn die Vermuthung, daß diese Kinder bey der Impfung schon das natürliche Pockengift im Blute hatten, fällt hier gänzlich weg, weil sie schon lange vorher geimpft worden waren. Man wird also fragen, wer sie geimpft hat? Dies waren freylich keine Laien, sondern — Aerzte und Wundärzte, von denen man doch wohl mit Recht erwarten sollte, daß sie die wahre Kuhpockenmaterie von der falschen zu unterscheiden wüßten, und sich sorgfältig hüteten, mit unächter Materie zu impfen. Und doch ist es hier am Tage, daß nicht mit der nöthigen Behutsamkeit u. Vorsicht dabey zu Werke gegangen worden ist. Jeder Menschenfreund freute sich, daß das Volk beynahe überzeugt war, daß durch das

Einimpfen der Kuhpocken ihre Kinder vor der schrecklichen Pockenkrankheit geschützt seyen, und bald würden alle Eltern ohne Unterschied sich dieses Schutz-Mittels für ihre Kinder bedient haben. Wie sehr aber durch diese Vorfälle auf lange Zeit wider der guten Sache geschadet worden ist, springt in die Augen; denn viele sind dadurch wieder von ihrem Glauben abgefallen und andere sind daran gefährlich krank, ob man ihnen gleich zu beweisen sucht, daß jene Kinder die wahren Kuhpocken nicht gehabt haben könnten. — Möchten doch daher die Aerzte u. Wandärzte, um der armen leidenden Kinder, um der Menschheit willen, in Zukunft mit mehr Vorsicht beym Einimpfen der Kuhpocken zu Werke gehen! Möchten sie doch dahin sehen, daß sie wahre und keine falsche Materie beym Einimpfen gebrauchen! Möchten sie es fühlen, wie wehe es den Eltern thun muß, sich wider Vermuthen getäuscht zu sehen!

L., im Kirchspiel S., Amts Blanken-
stein den 25ten April. S.....us.

Deconomie.

Einige Notizen aus dem Nachlasse eines alten Landwirths.

(Fortsetzung.)

7) Wer gute Früchte haben will, der muß gut düngen. Wer am Dünger spart, der versteht seinen Vortheil nicht; er spart gleich dem Mütterchen, das ihre Kuh halb satt füttert, und doch meint, sie sollte so viel Milch geben, als wenn sie satt fräße. Ueberhaupt sparen die Leute in der Deconomie oft auf der unrichtigen Stelle. Man darf nur zwei Aecker gegen einander setzen, wovon der eine reich-

lich und der andere sparsam gedüngt ist; der Unterschied ist sehr auffallend, nicht allein im Korntrag, sondern auch im Stroh. Je besser man düngt, desto besser kann man wieder düngen, denn man erhält um so viel mehr Stroh. Das Gartenland düngt man gewöhnlich fleißiger u. stärker, daher bringt es auch mehr auf, und wenn man auf solches Gartenland Roggen oder Gerste fürs Vieh säet, wie viel stärker, freudiger und früher wächst das. — Je nachdem der Boden gut ist, düngt man alle 4, 5 oder 6 Jahr; wer da alle 3, 4 oder 5 Jahr düngt, der steht sich weit besser dabey; er braucht dann auch nicht ganz so stark zu düngen, und erhält doch bessere Früchte u. mehr Stroh. — Aber wie stark muß man dann düngen, fragt der eine oder andere? An manchen Orten sagt man: so und so viel Fuder auf den Acker. Das ist aber eine gar schlechte Bestimmung; denn unter Fudern und Fudern ist ein gar großer Unterschied, und einer kann auf einem Fuder so viel laden, als der andere auf zweyen. Sicherer ist die Regel: so viel Dünger auf den Acker zu bringen, daß damit, wenn er aus einander geworfen ist, der ganze Boden wenigstens ein Paar Finger dick bedeckt ist.

8) Man muß den Dünger nicht lange auf dem Lande in Haufen oder auseinander geworfen liegen lassen, sondern ihn gleich unterpflügen. Denn sonst ziehen der Wind und die Sonne einen großen Theil der besten Kräfte heraus, und wenn er lange in Haufen liegen bleibt, zehrt er zugleich in sich selbst, wird schimmlich, und läßt sich nachher nicht gut auseinander werfen.

9) Wenn man schon im Herbst oder im Winter fürs nächste Frühjahr düngen kann, dabey steht man sich besonders gut. Denn dann kann der Dünger schon rotten, die Winterfeuchtigkeit löset ihn besser auf, und die Düngekräfte verbinden sich besser mit dem Boden. Man wird finden, daß die Früchte auf einem solchen Acker weit besser gedeihen, als in einem frisch gedüngten. Man hat dabey auch noch den Vortheil, daß man den Acker früher zur Saat bestellen kann, wovon bey manchen Fruchtarten sehr viel abhängt; auch kann man oft im Frühjahr wegen schlechten Wetters und schlechter Wege sonst nicht zeitig genug düngen. Vornämlich äußert sich der Schaden des Säens in frisch gedüngtem Acker bey der Sommergerste. Denn diese selbst gibt dann nicht nur selten eine etwas ergiebige Ernte, sondern der Nachtheil davon äußert sich in der Regel auf alle folgende Saaten der Düngezeit, welche schlechter gerathen. Der Grund davon muß darin liegen, daß die Sommergerste theils vielleicht sehr viele, und die besten Theile des frischen Düngers an sich zieht, theils etwa der Auflösung der Düngekräfte und deren Verbindung mit dem Boden zuwider seyn mag. Dagegen äußern sich diese Nachtheile nicht, wenn diese Fruchtart auf einen im Herbst oder Winter vorher gedüngten Acker, oder in einem der folgenden Düngjahre gesät wird. Merkwürdig bleibt immer diese Erfahrung, und wer seinen Vortheil lieb hat, sollte sich vor Sommergerste in frisch gedüngtem Boden hüten. Viel vortheilhafter sät man auf die Acker, die man nur spät düngen kann, Sommerrüben.

10) Man suche die Oberfläche des Ackers möglichst flach zu erhalten, und hüte sich vor den Sätteln. In einigen Gegenden glaubt man solche Sättel nicht hoch genug aufspülgen zu können, und man bezweckt dadurch den Wasserabzug, auch wohl, eine größere Fläche zu gewinnen. Aber man überlegt die Sache wohl nicht genug. Die Nachtheile solcher Sättel sind folgende: 1) man gibt dadurch dem Wasser zu viel Gewalt über den Acker, befördert bey Plakregen und besonders im Winter bey dem Abgange des Schnees mit Wasser die Flut, welche viel Schaden anrichtet, insbesondere den Boden wegrißt. Bey einigem Nachdenken wird jedem das gleich einleuchten. Man denke nur an unsere Dächer und an die runden Straßen; da sammelt sich gleich das Wasser der ganzen Fläche zusammen, und das vereinigte Wasser sucht den Fluß. Dagegen sehe man einmahl, ob in noch so großen Gärten, welche flach gehalten werden, das Wasser auch bey dem stärksten Plakregen und bey dem Schneeabgange zum Fluß kommt; nein, die Erde saugt es ein, und in kurzer Zeit ist der Boden wieder dicht. Wenn man also der Lage nach aus Wegen oder sonst für seinen Acker Wasserfluß zu besorgen hat, da hilft man sich weit besser durch Gräben an den Seiten. 2) Von dem Rücken spült sich nach und nach, und je nachdem die Witterung ist, mehr oder minder die Erde, und zwar die fetteste und beste ab in die Furche, und wird dann bey einer Flut mit weggeschwemmt; durch dieses Abspülen der Erde von dem Rücken wird vornämlich das Winterkorn wurzellos, und vergeht, wie man diese Erfahrung an solchen Sätteln

feldern immer, besonders bey naß kalten Wintern machen kann. 3) Im Sommer ist der obere Rücken wegen der erhöhten Lage zu sehr der Trockene, und im Winter zu sehr dem Froste ausgesetzt, und an den Furchen ist es zu naß, daher das Korn an den Furchen häufig, wie man zu sagen pflegt, verwässert. 4) Im Winter wehet der Wind den Schnee von den Rücken, welche dann den scharfen Winden um so mehr bloß gestellt sind, statt daß der Schnee, unter welchem das Korn geschützt wird und sich mäket, auf der Ebene, z. B. in Gärten, egal liegen bleibt. 5) Auch die Sonne kann auf einen Sattel-Acker nicht egal wirken. Es ist etwas Bekanntes, daß der Boden am besten treibt, wenn er sich von Norden nach Süden etwas senkt, weil dann die Strahlen der Sonne am besten, nämlich mehr im rechten Winkel, darauf fallen und den Grund am besten erwärmen. Aus allen diesen Gründen erklärt sich leicht, warum auf solchen Sattel-Ackern so häufig das Winterkorn bald auf den Rücken, bald in den Wäldern in der Nähe der Furchen, bald an der einen Seite des Rückens, bald an der andern Seite desselben, welches letztere gewöhnlich dem vorherrschenden Winde zuzuschreiben ist, vergeht, und warum das Korn selten überall gleich gut steht. Man darf auch ja nicht glauben, daß jene Sattelform in den Gegenden, wo sie hergebracht ist, nothwendig wäre. Im Füllichischen und in Brabant, wo der Ackerbau in besonderem Flor ist, findet man die Acker so flach als möglich, und man sieht nirgend schönere Früchte, als da. Aber man macht die Acker schmahl, und läßt alle 20 bis 30 Fuß eine Wasserfurche

durchlaufen, an welchen indeß das Korn eben so freudig zu stehen pflegt, als in der Mitte.

(Die Fortsetzung künftig)

Antwort

auf die Anfrage in Nr. 21. des W. Anz., das Wort „Thurnisch“ betreffend.

In der vollständigen Sammlung der, die Landesverfassung des hohen Erzstiftes Cölln betreffenden Edikte 2c. (Bonn 1772. Fol.) findet sich, im ersten Bande S. 407 folg., auch die Rechtsordnung Kurfürst Maximilian Heinrichs, der, bekanntlich, im Jahr 1650 die Regierung antrat. Da heißt es, unter andern, Tit. I. §. 7.: „Gleichwie in diesem Erzstifte löblich hergebracht, daß in denen Vermächtnissen durch letzten Willen — des zeitlichen Erzbischoffen und unserer Thumbkirchen zu Cölln mit einem Turnus oder mehreren, noch des Lebkreis gutem Eifer, pflegt gedacht zu werden — also sollen Vicarii, Pastores — — — den Lebkreis jedesmahl erinnern, berührte gute Gewohnheiten nicht außer Acht zu lassen.“ Daß dieser Turnus und jener Thurnisch ein und dieselbe Sache sey — leuchtet ein. Aber was hat man darunter zu verstehen? Weder in der angezogenen Ediktsammlung, noch in statutis sanctae ecclesiae colon. (Cölln 1574), noch in mehreren andern Werken der Art findet sich Aufklärung darüber. Der gelehrte du Fresne du Cange sagt: turna oder turnus bedente ein Stück Land von einer gewissen Größe, die er jedoch nicht weiter bestimmt. Dies kann für vorliegenden Fall schwerlich gelten. Denn wie mancher testirte, der keine Ländereyen besaß, und

also auch nichts vermachen konnte? Wahrscheinlich war der Thurnisch demnach ein Stück Geld. Und da sagt Hachenberg in seiner dissertation de re nummaria vet. Germanorum zu deutsch: „als schon die Benennung Thaler eingeführt war, rechnete man in den Zollstädten des Niederrheins noch nach Turnen oder Thurnischen. Nach Covarrubias Bericht „war die Währung der Turnen in den Abendländern sehr verschieden; gemeinlich rechnete man ihrer 12 auf einen Florentiner Gulden.“ Litzterer hatte so ziemlich das Gehalt eines heutigen Dukaten; folglich wäre ein Thurnisch, nach unserem Gelde, ungefähr 19 Stüber. Für die jetzigen Zeiten allerdings eine kleine Schenkung; doch bedeutender im Mittelalter, wo der Scheffel Korn oft nur einen Schilling *), und der Scheffel Hafer nur zehn Pfennige kostete. Das Uebrige nach Verhältniß. Auch sagt die, im Eingang angeführte Verordnung: es sey Gebrauch, einen Turnus oder mehrere zu vermachen.

Vielleicht ist die hier gegebene Erklärung unrichtig. Jeder Rechtsgelehrte der ehemals kölnischen Lande mag einen bessern mittheilen können. Den Einsender wird es freuen, dadurch belehrt zu werden.

H.

W. A. — g.

*) Deren 26 auf einen Thaler, und 52 auf einen Reichsthaler gingen.

b. R.

Miscellen.

Zwei Fragen, Lüdenscheld betreffend.

In Lüdenscheld war, die Leser dieser Blätter wissen es, einst unter dem jetzigen Prof. Ruitman in Düsseldorf eine treffliche Bürger- und Handlungs-

Schule. Daß sie zur Beförderung der intellectuellen und moralischen Bildung des Lüdenschelder Publicums auch nicht wenig bestrug: darüber hier kein Wort. Sie war auch zugleich ein bedeutender Nahrungszweig für die Stadt. In jeder Beziehung bedauert man noch ihre Auflösung. Um desto mehr, da R., wie die Sage verlautet, unter annehmlichen Bedingungen, die mit Freuden die Bürger einwilligen wollten, L. nicht würde verlassen haben. Wer war die verborgene Triebfeder, welche das L. — r. Publicum leitete? Wo waren die Hindernisse des gemeinen Wohls? Die hundertjährige Fama sagt darüber alles. Bald: R. wäre dem Obscurantenwesen, welches bey dem einen oder andern an der Tagesordnung seyn soll, eben nicht sehr hold. Daher — so hätte man gedacht — wäre es besser, den Gegner des Obscurantismus zu entfernen. Bald sogar: niedrige PrivatRache hätte ihn verfolgt. Einsender dieses glaubt von allem diesem nichts: wer könnte auch Alles, was die Fama sagt, für wahr halten?

Hieraus aber ergeben sich 2 Fragen unter gewissen Prämissen:

1) Ist es vereinbar mit der Gerechtigkeit, das öffentliche Wohl den PrivatAbsichten aufzuopfern? Und was sagt ein weiser Richter dazu?

2) Ob es nicht zu Nutz und Frommen des L. Publicums gereichen würde — die verschiedenen Sagen aufzuheben u. durch Verbreitung reiner Grundsätze das kleinstädtische Wesen zu hindern?

E.

Den litterarischen Nachlaß Broxtermanns betreffend.

Herr Friedrich v. Meyer in Frankfurt am Mayn wurde unlängst von einem Herrn S—r im Freymüthigen aufgefordert, den litterarischen Nachlaß des, für die Musen zu früh verbliebenen westfälischen Dichters Broxtermann der Welt nicht länger vorzuenthalten, da er sich in seinen Händen befände. Herr v. Meyer antwortete hierauf, daß er diesen Nachlaß, ungeachtet wiederholter Bemühungen, aus München, wo diese Manuscripte noch verborgen lagen, nicht habe bekommen können, und erbot sich nachmahls zur Herausgabe dieser Reliquien seines theuren Jugendfreundes, mit dem dringenden Ansuchen der Ueberlieferung derselben. Ein Freund der Broxtermannschen Muse erwähnt dies deswegen im W. A., weil dieses Blatt den Hinterbliebenen des Verstorbenen, die zu Osuabrück leben, wohl eher zu Gesicht kommen möchte, als der Freymüthige; und bittet sie inständigst, bey der Asche des Verewigten, ob sie nicht dazu beitragen können, daß diese Papiere aus ihrer gegenwärtigen Dunkelheit hervorgezogen, und der pflegenden Hand des Herrn von Meyer übergeben werden. Broxtermann zeichnete sich, wie Herr v. Meyer sehr richtig bemerkt, vorzüglich dadurch aus, daß seine Produkte den Stempel der Deutscherheit ohne Manier an sich trugen; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, möchten auch diese Spätblumen keine uninteressante Erscheinung seyn.

Erklärung

auf No. 42. d. W. A. d. J.

Daß das von einer hochlöblichen Kriegs- u. Domänenkammer zu Hamm erhaltene höchste Rescript, die Verquartierung der Lippstädter Bürgerschaft betreffend, von mir als Deputirten derselben gleich bey Retour von Hamm an einen wohlloblichen Magistrat hieselbst — übers liefert ist, bescheinige ich hiedurch. —

Die Gegenberichte vom hiesigen Magistrat an die hochlöbl. Kammer zu Hamm, wie auch die fernern Verfügungen derselben, die Verquartierung der Eximirten betreffend, sind bis jetzt dem Tribunio unbekannt, obgleich die Mittheilung derselben bereits seit 6 Wochen vom Magistrat demselben versprochen, bis jetzt aber nicht erfolgt ist, bescheinigt ebenfalls

Joh. Dieder. Mölle,
als Vorsteher der Bürgerschaft.

Lippstadt den 30sten May 1806.

Bitte

Es sucht jemand ein leichtes, zwerfziges, mit einem Pferde zu fahrendes zweyräderiges Carriol ohne Verdeck, dessen Spur mit dem hiesigen Karrenspur übereinkommt, mit oder ohne Geschirr zu kaufen. Wer ein solches abstehen will, kann in der Expedition des W. Mag. den Sucher, der in der Nähe von Dortmund wohnt, erfragen.

Dienstgesuch.

Ein wohl gewachsener, unverheyratheter, 30-jähriger Mann, der 9 Schulen studirt hat, auch französisch versteht, und gut rechnen und schreiben kann; ein aufgeklärter Kopf, der mit der alten und neuen Geschichte bekannt ist, bey vornehmen Leuten zuerst Privatlehrer war, zu Düsseldorf in der Normalschule zugehört, und katholischer Religion ist, wünscht eine, ihm angemessene Bedienung. Bey dem Schullehrer Herrn von Berg zu Gemart in Oberbarmen kann nähere Auskunft gegeben werden.

Quitung.

Für Seifenschmidt in Plettenberg ist ferner eingesandt: den 1ten Juny aus Elberfeld, in einer Gesellschaft gesammelt, 5 Rthlr. 16 1/2 Stüber.

Herdecke den 27sten May 1806.

Weizen	• • • • •	4 Rthlr.	7 Sgr.
		(3 —	2 —
Roßgen	• • • • •	(2 —	23 —
		(2 —	20 —
Gerste	• • • • •	2 —	5 —
Hafer	• • • • •	1 —	9 —